

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Band: 8 (1935-1936)

Heft: 12

Artikel: Ein lügenhafter Bub

Autor: Zulliger, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850475>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

um einen tüchtigen Lehrmeister handelt oder nicht. Deshalb sollten Eltern nicht aufs Geratewohl Lehrstellen suchen, sondern sich an die Berufsberater wenden, die systematisch geeignete Lehrmeister suchen, und jene nicht mehr berücksichtigen, die sich als ungeeignet erwiesen haben.

Eine weitere Frage, die sich oft stellt, ist, ob die Lehre besser auswärts gemacht werde, oder ob es zweckmäßig wäre, wenn der Lehrling noch zu Hause wohnen und essen würde. Auch auf diese Frage gibt es keine allgemeingültige Antwort; sie hängt von der Entwicklung des Lehrlings ab,

Ein lügenhafter Bub

Aus der Praxis der Erziehungshilfe.¹⁾ Von HANS ZULLIGER

(Vorbemerkung der Redaktion. Wir freuen uns, nachfolgend einen Originalbeitrag Zulligers veröffentlichen zu können und möchten nicht verfehlen, bei dieser Gelegenheit auf dessen neuestes, wertvolles Buch: „Schwierige Schüler, acht Kapitel zur Tiefenpsychologischen Erziehungsberatung und Erziehungshilfe“ (Verlag H. Huber, Bern) angelegentlich hinzuweisen.)

„Heute morgen bin ich nicht zu früh und nicht zu spät, nämlich genau um halb acht Uhr aufgestanden, dann hab ich ein kaltes Bad genommen und gefrühstückt. Inzwischen ist auch meine Mutter endlich aus ihrem Zimmer herunter gekommen. Nachdem auch sie ihren Kaffee getrunken hatte, fuhren wir mit dem Tram nach Wabern hinaus und bestiegen den Gurten. Droben war wirklich eine wundervolle Aussicht. Man sah von den Dolomiten bis zum Mont Cenis, fabelhaft! Der Aufstieg war nicht leicht, aber der Abstieg war eine noch viel heiklere Sache, denn wir waren nicht mit einer richtigen Bergausrüstung versehen. Immerhin erreichten wir ohne Zwischenfall glücklich wieder die Trambahnstation und waren punkt zwölf Uhr dreißig im Hotel...“ Solche phantastischen Reden trägt dem Erziehungshelfer ein Fünfzehnjähriger vor. Es ist leicht zu erraten, daß sie zum größten Teile erfunden sind. Der Bub, Karl Steffen mit Namen¹⁾, ist in Wirklichkeit am betreffenden Tage erst um halb elf Uhr aufgestanden, obschon ihn seine Mutter um halb acht Uhr weckte, weil sie wirklich beabsichtigte, mit ihm den Gurten zu besteigen. Die Tour fiel dahin, weil der Sohn nicht aus den Federn wollte. Er frühstückte dann gar nicht mehr. Von einem Bad, dazu noch einem kalten, ist bei Karl überhaupt nicht die Rede: der Bub ist kein Freund des Wassers. Um den Gurtenhügel zu erklimmen, braucht es keine Bergausrüstung; gepflegte Fußpfade und breite Fahrstraßen erlauben eine Besteigung in Halbschuhen. Die Aussicht ist an schönen Tagen gewiß wundervoll, man wird aber auch bei klarster Luft niemals die Dolomiten, noch den Mont Cenis erblicken können. An der Table d'hôte vom Vorabend wurde in der Nähe Karls von Bergbesteigungen gesprochen, ein Gast führte an, er sei auf den Dolomiten und dem Mont Cenis gewesen.

Der junge Karl Steffen ist ein Lügner. Es ist nicht ersichtlich, weshalb er einem Menschen gegenüber, der ihn nichts angeht, Dinge erzählt, deren Unwahrheit man mit

¹⁾ Namen und Orte sind entstellt. Der Verfasser.

von seiner inneren Reife und von den Verhältnissen zu Hause. Immerhin ist es erfahrungsgemäß oft so, daß gerade die Eltern jener Lehrlinge, denen ein Wechsel des Milieus gut täte, überzeugt sind, es sei noch zu früh, um den Jungen von Hause fortzulassen. Gerade diese Jungen werden zu Hause noch stark als Kind betrachtet und behandelt — deshalb auch die Meinung, es sei noch zu früh, sie fortzulassen — und aus fürsorgerischer Ängstlichkeit der Eltern, vorwiegend der Mutter, wird dem Jugendlichen zu wenig Gelegenheit gegeben, selbständig zu reifen und sich nach seiner eigenen Art zu entwickeln.

Zwischhandschuhen greifen könnte. In seinem Berichte sind aufschneiderische Elemente enthalten. Trotzdem ist Karls Art zu lügen nicht einfach nur kindische Aufschneiderie, Übertreibung und Ausschmückung wirklicher Erlebnisse.

Niemand lügt grundlos. Wozu, fragen wir uns, hat Karl seine Phantastereien nötig? Entspringt seine Unwahrhaftigkeit nur einer lebhaften und vielleicht überhitzten Phantasie? Wäre es möglich, daß der fünfzehn Jahre alte, geschickt und schon wie ein junger Mann aussehende Bub in der Art kleiner Kinder die Erwachsenen einfach hänseln will, indem er ihnen Bären aufbindet? Will er sich auf diese Weise überlegen vorkommen? Hat er bedrückende Minderwertigkeitsgefühle auf dem Umweg auszuwetzen, indem er sich von der „Dummheit“ erwachsener Menschen immer wieder überzeugen muß, die leichtgläubig sich durch ihn an der Nase herumführen lassen? Bestehen andere Gründe zu Karls Lügenhaftigkeit?

Wir können es vorläufig nicht wissen.

Wegen seiner Verlogenheit und seiner Sucht zu betrügen, ist er in die Erziehungshilfe gebracht worden, und gleich bei der ersten Zusammenkunft mit dem Helfer hat Karl eine ganze Spule von Lügen abgewickelt.

Eine andere Eigentümlichkeit zwar war es, welche die Mutter veranlaßte, in größter Sorge um ihren Sohn fremde Hilfe zu beanspruchen. Karl weigerte sich, weiter zur Schule zu gehn. Als Grund gab er an, er fühle dort den kaum bezwingbaren Impuls, dem vor ihm sitzenden Kameraden sein Taschenmesser in den Rücken zu stoßen. Wenn er die breiten Schulern vor sich sehe, müsse er sich zusammennehmen, um dem Drange keine Folge zu geben. Und dann könne er weder auf die Worte der Lehrer aufpassen, noch sich zu einer stillen Arbeit konzentrieren. Um das Verbrechen nicht begehen zu müssen, verzichte er lieber auf den Schulunterricht. Er verlangt, von einem Hauslehrer erzogen zu werden.

Karl ist Auslandschweizer und seit seinem dritten Lebensjahre vaterlos. Außer der Mutter, die aus einem fremden Lande stammt, ist noch ein um zwei Jahre jüngeres Schwesterchen vorhanden. Frau Steffen führt mit ihrem Bruder zusammen in T., einer großen Stadt ihres Stammlandes, ein Weingeschäft. Die Kinder besuchten die deutsche Schweizerschule. Karl spricht außer dem Deutschen

auch die Sprache seines Mutterlandes, worauf er nicht wenig stolz ist.

Frau Steffen redet rasch, viel und laut, sie hält dem Buben, der seit Schuleintritt (wie sie behauptet) ein arger Lügner war, lange Predigten über das, was sich gehört. Sie bemüht sich, ihn so zum Guten anzuhalten, ereifert sich dabei kraft ihres südländischen Temperamentes bis zu gerührten Ausbrüchen, endigt mit Tränen in den Augen und den Worten: „Karl, du hast kein Herz!“

Der Junge nimmt eine derartige mütterliche Rede vor dem Helfer mit kalter Miene zur Kenntnis. Er ist mittelgroß, ebenmäßig gebaut, gut genährt, hat ein blühendes Aussehen und ist ein schöner Kerl mit dunklen Haaren und leuchtenden, großen Augen. Trotz seiner Lügenhaftigkeit wirkt er sympathisch, man versteht, daß ihm die Mutter nicht auf die Dauer ernsthaft böse sein kann, ihm immer wieder verzeigt und hoffend Geduld übt.

Unter vier Augen mit dem Helfer verrät die Frau, daß sie um den Verstand ihres Sohnes fürchtet.

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?“

Statt einer Antwort fragt sie: „Begeht ein normaler, nicht verrückter Mensch Selbstmord?“

Nachdem sie vernommen hat, solches sei unter gewissen Umständen möglich, schweigt sie nachsinnend eine Weile. Sie sieht aus, als ob sie mit sich selber kämpfe, dann nimmt sie einen Anlauf und erzählt: „Mein Gatte hat sich nämlich selber getötet. Erschossen. Wegen einer Handelsaffäre. Die Ärzte erklärten, er habe die Tat in einem Zustand von geistiger Umnachtung begangen. — Und manchmal vermute ich, Karl könnte die Geisteskrankheit seines Vaters geerbt haben, und davon stammen seine Absonderlichkeiten.“

Nachdem mit Karl der *Rorschach'sche Formdeutversuch*¹⁾ gemacht worden, konnte die Frau beruhigt werden. Darin stand nicht das geringste Zeichen dafür, um eine Psychose zu erkennen. Vielmehr zeigte sich Karls ganz ausgezeichnete Beobachtungsgabe und eine recht gute organisatorische und für das praktische Leben geeignete Intelligenzanlage. Selbstverständlich wurde aus den Faktoren des Versuches die Lügenhaftigkeit offenbar, dazu ein starkes Maß von Oppositionsgeist. Die Mutter behauptete zwar, nie eigentlichen Trotz an ihrem Sohne beobachtet zu haben, gab jedoch zu, daß er seine Ziele hartnäckig verfolgte.

Karl weiß vom gewaltsamen Tode seines Vaters nichts. „Wir haben uns vor dem Buben die größte Mühe gegeben, ihm das wahre Schicksal seines Vaters zu verschweigen. Er glaubt, mein Gatte sei einst an einem Schlaganfall gestorben. Das Geheimnis soll vor ihm nicht gelüftet werden, ich bitte Sie, es ihm nicht zu verraten!“ verlangte die Frau.

Der Erziehungshelfer glaubte keinen Grund zu haben, um der besorgten Mutter nicht zu willfahren.

In den der ersten Zusammenkunft folgenden Sitzungen zeigt sich Karl als ein leicht ansprechender, wohlherzogener, höflicher und zuvorkommender Bursche. Mit seiner einnehmenden Lebensart wäre er ein vollkommener Gentle-

¹⁾ Zulliger, „Hat der Rorschach'sche Formdeutversuch dem Volksschullehrer etwas zu bieten?“ Schweiz. Erziehungs-Rundschau, Maiheft 1935.

„Einbezug des Rorschach'schen Testversuches ins Arbeitsfeld des Erziehungsberaters und -helfers“. Kapitel VI in „Schwierige Schüler“.

man, wenn er nicht löge, daß sich manchmal fast die Balken biegen.

Jedesmal beginnt er mit einem Bericht, was er seit der vorangegangenen Sitzung erlebt und geleistet hat. Die Art seiner Erzählungen ist eingangs geschildert worden.

Der Helfer tut so, als ob er alles glaubte. Nach einiger Zeit fragt er einmal fast nebenbei, ob sich Karl für die „Stunden“ nicht vorbereitete, und als der Bub bejaht, schlägt er ihm vor, lieber gerade das zu erzählen, was ihm im Augenblick jeweils einfalle. Das werde ihm viel geringere Mühe machen als die Vorbereitungen. Er brauche nicht zu fürchten, daß ihm der Faden des Gespräches ausgehe — immerhin könne Karl tun und lassen, was ihm beliebe.

Die vorsichtige Art der Beeinflussung wirkt: Karl fährt nun nicht mehr nach einem voraus durchdachten Programm, er schwadroniert keck drauflos, er improvisiert seine Lügen.

So kommt er einmal auf eine angebliche Meerfahrt zu sprechen, die stattgefunden haben soll, als der Bub mit seiner Mutter in die Schweiz reiste. „Am Morgen hat der Koch eine große Konservenbüchse ins Wasser geworfen. Ein Haifisch ist ihr nachgeschwommen und stieß mit der Nase daran. Ein mächtiges Tier, die Sache war aufregend! Die Matrosen haben sofort ihre Karabiner ergriffen und auf den Kerl geschossen. Auch mir hat einer ein Gewehr in die Hand gedrückt, und ich habe mitgeholfen, das Untier zu erlegen...“ usw. Das Schiff habe dann angehalten, es sei ein Boot ins Meer hinuntergelassen worden, um den toten Hai zu holen. Alles wird mit vielen Einzelheiten und einem großen, begeisterten Wortaufwand und entsprechenden Gesten dramatisch erzählt. „Im Magen des Fisches fanden sich allerlei Gegenstände. Unter anderem auch ein goldener Fingerring mit schwarzem Stein. Auf meine Bitte wurde er mir vom Kapitän als Andenken geschenkt!“

Karl weist wirklich einen Goldring mit schwarzem Stein vor, er trägt ihn am Finger.

„Wahrscheinlich hat der Hai einen Mann verzehrt,“ phantasiert er weiter. „Und nichts ist von ihm übriggeblieben, als ein paar Hosenknöpfe und der schöne Ring. Ich trage ihn jetzt als Amulett. Es hat mir ein alter Matrose versichert, so lange ich den Ring am Finger trage, könne mir nichts passieren, er wirkt wie ein Zauber!“

Hier wurde Karl gegenüber der Einwurf gemacht, es könnte sich um Aberglauben handeln. Der Bub sollte mit der Realitätsprüfung konfrontiert werden, es hätte sich auch Gelegenheit bieten können, Einblick zu erhalten in Karls magisches Denken. Denn möglicherweise war die Lügenhaftigkeit damit in Zusammenhang.

Aber Karl geht nicht auf die Absicht ein. Er erzählt lange Zeit von Amuletten — später kam aus, daß er es nicht verschmähte, Geschichten darüber in Lexiken nachzuschlagen und sich in einer Bibliothek nach Literatur umzusehen, die er nachher so referierte, als ob er Selbsterlebtes berichtete.

Als sich das Thema erschöpft, beginnt Karl von einem Gewissenskonflikt zu reden. Ihm ist die Wahl anheimgestellt, einmal, wenn er mündig geworden ist, für die Schweiz, oder für das Land seiner Mutter zu optieren, und er weiß nicht, was er soll.

In T. ist er (angeblich) einer militärischen Jugendorganisation beigetreten. Die Chefs haben seine vorzüglichen kriegerischen Eigenschaften sofort erkannt und ihm bald ein Offiziersbrevet gegeben. Er bedauert, es nicht mitgenommen zu haben, um es vorweisen zu können. Kurz vor seiner Wegreise in die Schweiz war in T. Inspektion durch den obersten Führer. Ihm fiel Karl auf, und er stellte ihm in Aussicht, später als Leibgardist bei ihm einzutreten.

„Treue, entschlossene Leute, die gegebenenfalls für mich zu sterben wissen, habe ich immer nötig!“ soll der hohe Herr wortwörtlich zu Karl gesagt haben.

Schließlich findet Karl einen Ausweg. Er besitzt in T. einen Freund, der Schweizer ist. Dieser kann sein Schwesterchen heiraten und ins Vaterland zurückkehren. Aber er, Karl, wird Leibgardist. Er wirft sich bei einem Revolverattentat rechtzeitig vor seinen Herrn, wird schwer, jedoch nicht tödlich verletzt, den Verschwörer streckt er mit einem Dolchstoß nieder. Zum Dank für die Tollkühnheit und Aufopferung erhebt ihn der Führer in den Adelsstand und macht ihn zu seinem jüngeren, aber gleichberechtigten Mitarbeiter. Und wenn der Chef einmal stirbt, wird Karl eine unumschränkte Machtstellung einnehmen.

Erkundigungen bei der Mutter ergaben, daß sowohl die Meerreise- und Haifischgeschichte, wie die Mitgliedschaft bei der militärischen Jugend Erfindungen waren. Zur Reise in die Schweiz war der Eisenbahnzug benutzt worden. Der Ring gehörte einst Karls Vater. Der Bub weiß es ganz genau; die Mutter hat ihm das Kleinod zur Kommunion geschenkt. Karl hat den Staatschef des fremden Landes nie von Angesicht gesehen.

Die Geschichten vom Hai und von der Begegnung mit dem Staatschef sind hier nicht allein darum wiedererzählt worden, um gegenständlich zu machen, wie großzügig und teilweise bis in die Details ausgeschaffen Karls Dichtungen sind. Sie haben eine tiefere Bedeutung und entsprechen „Tagträumen“, auf die wir später in einem andern Zusammenhang zu sprechen kommen werden.

Nach einiger Zeit entstand zwischen Karl und dem Erziehungshelfer ein ganz bestimmtes Gefühlsverhältnis. Es zeigte sich nicht nur durch den Ton bei den Gesprächen und im freieren Mienenspiele Karls an, sondern durch eine kleine Szene, die äußerlich fast belanglos scheinen mag. Wir wissen jedoch aus der Psychologie, daß die Wichtigkeit einer seelischen Tatsache nicht nach der mehr oder weniger lärmenden Äußerung abgeschätzt werden darf, und daß oft winzige Zeichen entscheidenden inneren Veränderungen entsprechen.

„Ich habe meine Mütze draußen neben Ihren Hut aufgehängt,“ meldet Karl eines Tages. „Ich weiß nicht, warum mir das einfällt.“ Vorher hingte er sie so, daß dazwischen ein leerer Haken war.

„Warum hast du sie gewöhnlich weiter weg gehängt?“

Er lächelt, zuckt mit den Schulern, dann antwortet er mit einem Sprichwort: „Weit vom Geschütz gibt alte Krieger!“

Das Näherhängen der Mütze darf also als sinnbildliche Handlung gewertet werden und bedeutet ein gefühlsmäßiges Näherücken.

Kurz darauf stockt einmal während einer Sitzung Karls Rede. Er wartet fünf, sieben, zehn Minuten. Schließlich fragt der Helfer, was denn mit ihm los sei.

„Glauben Sie mir wirklich all das, was ich Ihnen erzählt habe?“

„Warum sollte ich es nicht tun?“

„Ich habe Sie oft brandschwarz angelogen!“

„Das darfst du, wenn es dir Freude macht!“

„Es macht mir keine Freude mehr!“ und in der Folgezeit berichtet er seine Lügen, woraus ersichtlich ist, daß er die Realität sehr wohl von seinen Phantasien zu unterscheiden vermag.

Man könnte jetzt vermuten, der Bub sei von seiner Lügenhaftigkeit geheilt. Das wäre jedoch Täuschung. Seine momentane Wahrhaftigkeit ist nur dem veränderten Gefühlsverhältnis entsprungen und kann noch keine stabile Haltung sein. Es ist anzunehmen — und konnte bestätigt werden — daß Karl andern Menschen gegenüber genau der gleiche Lügner geblieben war. Tatsächlich schrieb er im gleichen Zeitpunkt der Mutter einen Brief, der von allerlei Erfindungen nur so strotzte. Und später als sich das Gefühlsverhältnis zum Helfer wiederum änderte, belog er ihn auch neuerlich wieder.

Sogenannte „Übertragungsheilungen“ sind in der Tiefenpsychologie als vorübergehende Erscheinungen wohl bekannt. Um eine dauernde und wirkliche Veränderung in Karl zu erreichen, mußte er *erlebnismäßig erkennen* können, wozu er log, welche unbewußten Triebkräfte ihn zum Lügen veranlaßten und was für Befürchtungen, peinlichen Erwartungsvorstellungen und quälenden, ihm selber unbekanntem und gleichsam latenten Angstbereitschaften er entgegen wollte.

Die *Erlebnismäßigkeit* solchen Erkennens ist außerordentlich wichtig und ausschlaggebend. Gewöhnlich wird unter dem Ausdruck „Erkennen“ nur ein rein *intellektueller* Vorgang begriffen. — Für jenes „Erkennen“, das „heilend“ wirken soll, ist mehr als nur der Intellekt eines Menschen nötig: *alle seine seelischen Schichten* müssen dabei „ergriffen“ werden.

Was gemeint ist, sei an einem kleinen Beispiel gezeigt. Wenn ich in der Zeitung lese, es seien im fernen Krieg 2000 Menschen umgekommen, rege ich mich einen Augenblick lang auf, habe die Nachricht jedoch sofort wieder vergessen und kann über eine andere, die vielleicht eine witzige Bemerkung eines Kindes zum Inhalt hat, herzlich lachen — die unmittelbar vorher gelesene Todesnachricht der 2000 Krieger stört mich dabei nicht im geringsten. Ich meine, so ist es recht: es entspricht einer gewissen seelischen Ökonomie, daß einem nicht alle die täglichen grauenhaften Nachrichten „tief“ gehen. Um uns geht das Leben weiter, und wir werden von ihm gezwungen, uns jeden Augenblick auf das momentane Geschehen umzustellen, um es seelisch bewältigen zu können. — Wenn ich jedoch einen einzigen Toten in meiner Nähe sehe, bin ich viel stärker seelisch beansprucht, als beim Lesen der Nachricht vom Tode der 2000. Der Anblick des Toten packt mich mehr als nur intellektuell. Er wirkt für Stunden oder Tage mehr oder minder depressiv auf meine „Stimmung“. Außer dem Intellekt — und viel weniger als er — ist meine ganze *Gefühlswelt* ergriffen, besessen.

Solches erlebnismäßiges Ergriffen- und Besessensein ist nötig, um durch eine „Erkenntnis“ zu einer dauernden seelischen Veränderung zu gelangen. In ihr liegt das Geheimnis eines „heil-erzieherischen“ Erfolges bei Karl und bei analogen pädagogischen Fällen.

*

Im Verlaufe der späteren Sitzungen Karls mit dem Erziehungshelfer trat der Tod des Vaters Steffen immer mehr in den Mittelpunkt. Der Bub begann von neuem mit Lügen, indem er den Hinschied und seine Ursachen bis in die kleinsten Einzelheiten schilderte. Dabei fiel auf, wie sehr er Anteil nahm. Schließlich sah es ganz so aus, als ob Karl den Zuhörer im Verdacht hätte, er glaube ihm nicht, und daß der Bub sich zur Aufgabe stellte, ihn mit einem Schwall von Reden zu überzeugen.

Karl hatte das Grab seines Vaters nur ein einziges Mal gesehen, es lag außerhalb der Stadt.

„Mutter glaubt, es könnte mir zu nahe gehn, wenn ich das Grab oft sehe. Denn als ich es sah, habe ich lange Zeit geweint und war mehrere Tage niedergeschlagen!“

Während mehrerer Stunden klagte Karl das Schicksal und Gott an, die ihn vaterlos gemacht hatten. Er pries den Besitz eines Vaters in höchsten Tönen und erfand zum Beweise alle möglichen Situationen, worin ein Vater seinen Nachkommen behilflich sein konnte. Auch in dieser Phase seiner Berichte steigerte er sich schließlich in ganz unangepaßte Affektäußerungen hinein, und einmal schrie er den Helfer an: „Zum Donnerwetter, warum glauben Sie mir denn nicht, daß ich meinen Vater so schmerzlich vermisse?“

„Habe ich irgend etwas darüber gesagt, daß ich dir nicht glaube?“

„Das nicht, aber Sie können so ruhig bleiben!“

„Das hindert nicht, daß ich dich aufrichtig bedaure, weil du keinen Vater mehr hast!“

„Was hilft mir Ihr Bedauern?“

„Ich weiß, daß es dir nichts hilft. Ich kann es nicht ändern, was geschehen ist. Aber warum glaubst du, ich nehme nicht Anteil an deinem Schicksal als Halbweise?“

Später platzte er einmal mit der Bemerkung heraus: „Wissen Sie — die Sache mit dem Schlaganfall, die ist nicht wahr!“

„Wieso kommst du darauf?“

Er lächelte schlau und verbissen.

„Du hast mir doch selbst alle Einzelheiten erzählt, und ich habe dein Gedächtnis bewundert — es sind doch mehr als zwölf Jahre verstrichen seit deines Vaters Hinschied!“

„Ich habe als selbsterlebt geschildert, was man mir erzählt hat, und hinzugedichtet habe ich auch — ich stellte mir das so vor. Aber mit dem Schlaganfall — das ist Schwindel!“ ruft er in höchster Aufregung. Dazu sticht er, ohne es selber zu merken, mit einer Stecknadel wütend auf die Chaiselongue ein, auf der er sitzt.

„Man hat mich angelogen, ich merkte es schon lange, schon mehrere Jahre. Und ich habe geforscht und geforscht, heimlich — und die Wahrheit herausgebracht! Jawohl!“ ruft er triumphierend aus, „so ganz ein Tölpel, wie die Leute meinen, bin ich halt doch nicht!“

„Was für Leute?“

„Meine Umgebung, der Onkel, die Mutter!“

Er schweigt eine Zeitlang und sinnt nach.

„Willst du mir erzählen, was du herausgebracht hast?“

„Erschossen hat er sich!“ Tränen stürzen aus Karls Augen. Nachdem er eine Zeitlang geweint hat, berichtet er: „Ich war acht oder neun Jahre alt, da trat ich zu Hause einmal unvermittelt in die Küche. Unser alter Diener sprach mit der Köchin etwas über einen Selbstmord: ‚Er hat sich in die Schläfe geschossen, die Kugel ging durch und durch!‘ hörte ich. Als sie mich bemerkten, brachen sie das Gespräch ab und waren verlegen. Ich wollte wissen, worüber sie gesprochen hatten, und der Diener sagte, er habe etwas in der Zeitung gelesen von einem Herrn, der sich durch die Schläfen geschossen hatte. Dann sprach die Köchin rasch über Ravioli, die sie zubereiten müsse — das war meine Lieblingspeise. Ich merkte wohl, daß sie mich ablenken wollte. Die Sache kam mir verdächtig vor. Ich stahl heimlich die Zeitung und suchte darin die Nachricht. Und fand sie nirgends. Da fragte ich die Mutter, ob sie etwas wisse. Sie erblaßte, suchte dann auch in der Zeitung und sagte, der Diener habe es wahrscheinlich in einer andern Zeitung gelesen. Ich fragte nicht weiter, aber ich hatte die Zeitung ja dem Diener entwendet. Ich dachte, die Mutter will mir die Wahrheit auch vorenthalten, und da stecke ein Geheimnis dahinter. — Und kurz darauf kamen ein neuer Diener und eine neue Köchin in unser Haus. —

Ein andermal war die Mutter ausgegangen. Ich trat in ihre Stube und erlas die Kommode. Ich suchte nicht etwas Bestimmtes — nur so — ich war immer ein wenig neugierig. Da fand ich eine Pistole und spielte damit. Damals war ich etwa 12 Jahre alt. Das Mädchen ertappte mich und nahm mir die Waffe weg. Als die Mutter vernahm, was ich getan hatte, regte sie sich furchtbar auf. Nie habe ich ärgere Prügel erhalten. Mutter sagte, weil ich neugierig gewesen sei. Aber ich war früher sehr oft auch neugierig gewesen, und nie hatte sich die Mutter so aufgeregt.“

„Die Pistole war doch ein gefährliches Spielzeug, du hättest dich verwunden können — die Mutter wird eben sehr erschrocken gewesen sein!“

„Das stimmt nicht. Sie regte sich nicht auf, wenn ich mit dem Diener zusammen im Garten mit einem Flobertgewehr nach Spatzen schoß. Oder wenn ich allein Spatzen schoß. — Überhaupt sind mir die Vorfälle in der Küche und mit der Pistole erst später in ihrem Zusammenhang klar geworden. Als ich erriet, wie mein Vater gestorben ist.“

„Wie hast du es denn erraten?“

„Nach und nach. Aus vielen kleinen Beweisen. — Die Mutter trägt an einem Kettchen ein Amulett: eine Pistolenkugel. Was für eine, das können Sie sich denken. Einmal hat Veronika (das Schwesterchen) nach dem Vater gefragt. Die Mutter erzählte von ihm und sagte: ‚Und dann hat er sich — den Schlaganfall — hat ihn der Schlag getroffen!‘ — Sie hat sich verhaspelt und wollte zuerst etwas anderes sagen. Dann wurde sie ungeduldig und schimpfte mit Veronika, weil ihr das Mädchen mit der dummen Fragerei keine Ruhe lasse. — In Mutters Kleiderkasten sind Briefe mit schwarzen Rändern, Trauerbriefe, in einem Bund zusammengeheftet. Als ich sie einmal hervorzog, riß sie mir die Mutter aufgeregt aus den Händen — und sie

hat sie versteckt. — So wuchs nach und nach mein Verdacht!“

„Das sind noch lange keine Beweise!“

„Ich habe die Mutter auf die Probe gestellt — seitdem weiß ich es ganz genau!“

„Wie hast du das gemacht?“

„Ich zeichnete einen Mann mit einem Bart, so wie ihn der Vater auf den Photographien trägt. Der Mann schoß sich in den Kopf und man sah, daß er umfiel. Die Zeichnung zeigte ich der Mutter. Sie wurde blaß, biß sich auf die Lippen und konnte zuerst gar nichts sagen. Dann hat sie die Zeichnung zerrissen und mir gesagt, ich sei ein schlechtes Kind, weil ich so etwas zeichne, und sie wolle mich in ein Kloster geben zur Erziehung. — Jetzt wußte ich genug!“

Ungefähr auf die berichtete Weise (ich habe die Vorfälle der Klarheit halber an Hand von Stenogrammen chronologisch geordnet) erklärte mir Karl seine Forschungen über den Tod seines Vaters.

Wenn vielleicht etliches an seinen Erzählungen phantasiert ist, geht jedenfalls daraus hervor, daß der sehr kluge Bub sich die Todesart seines Vaters aus einer Menge von Indizien hat zusammenreimen können, und daß ihm die Mutter, ohne es zu beabsichtigen, die meisten Beweise selber in die Hände lieferte. „Der Selbstverrat schaut dem Menschen aus allen Poren!“ hat einmal ein großer Seelenkundiger gesagt. So ist es auch mit der Witwe Steffen. Bewußt wollte sie vermeiden, daß ihr Sohn wisse, wie ihr Gatte starb. Trotz ihrer Bemühung verriet sie, was sie verschweigen und geheimhalten wollte.

Es war jetzt der Zeitpunkt da, um die Mutter aufzufordern, Karl die volle Wahrheit nicht länger vorzuenthalten. Und bald kam er mit einem dicken Briefe daher. Er schimpfte sich über die Mutter weidlich aus, die ihn „so lange belogen“ hatte, und behauptete, seine eigene Lügenhaftigkeit von ihr „geerbt“ zu haben.

Gewiß mögen *Ressentiments gegen die Mutter*, bei der er erst dunkel und dann immer klarer fühlte, daß sie ihm eine Wahrheit verschwiegen und ihn mit einer Dichtung abfertigte, an der Lügenhaftigkeit Karls als Grund mitbeteiligt sein. Sie haben den Sinn einer Rache, etwa in dem Sinne: „Wie du mir, so ich dir!“

Doch diese Erklärung kann kaum genügen.

Frau Steffen hat berichtet, Karl sei schon als Siebenjähriger („bei Schuleintritt“) ein verlogenes Kind gewesen — also zu einem Zeitpunkt, als er noch keinen Argwohn gegenüber der Mutter, des Vaters Tod betreffend, gefaßt hatte. Zudem zeigen Untersuchungen bei tieferliegenden Erziehungsfällen immer und immer wieder, daß schon *in der frühen Kindheit* die Ansätze zur fehlerhaften Entwicklung gelegt worden sind.

Darum wird die Arbeit mit Karl fortgesetzt, trotzdem jetzt seine Aussagen auch andern Leuten als dem Erziehungshelfer gegenüber nicht mehr erlogen sind. Immer noch ist der „Heilung“ nicht zu trauen. Einmal bringt Karl einen Traum zur Sprache. Er sieht einen Mann in einem dunklen, gewölbten Raume. Einen Unbekannten, vor dem er Angst empfindet. Der Mann, der ihm zuerst den Rücken zukehrt, dreht sich plötzlich um, und Karl sieht,

daß er ein großes Fleischmesser in den Händen hat. Voller Schrecken erwachte er.

Ein solches Fleischmesser ist zu Hause im Weinkeller, wo beim Versuchen der verschiedenen Getränksorten jeweils auch gegessen wird: immer ist ein Vorrat von Brot, Trockenfleisch und Salami vorhanden, wovon die Gäste nach Belieben verzehren können.

Der Raum im Traume erinnert an den Weinkeller. Karl liebte schon als Kind den Aufenthalt darin, weil er dort naschen konnte. Er hat zwar den unbestimmten Eindruck, als ob ihm irgend jemand einst verboten hatte, selber von den Eßwaren abzuschneiden.

Zu dem Mann will ihm niemand einfallen. Dagegen erinnert er sich seines Schulfreundes, der in der Bank vor ihm saß. Auch er kehrte ihm den Rücken, und Karl fühlte den Impuls, ihm sein Taschenmesser zwischen die Schulterblätter zu stoßen.

Er gesteht jetzt, daß er seinem Impuls niemals gefolgt hätte, und daß es mehr eine zwanghafte Idee war, die ihn plagte. Weil er jedoch nur ungern zur Schule ging — er vertrug sich nicht mit einem seiner Lehrer — übertrieb er bei seiner Mutter und sagte aus, er fürchte, wirklich einmal das Verbrechen zu begehen.

„Viel eher hätte ich Lust gehabt, das Messer dem Lehrer X. in den Leib zu treiben!“ meint er mit halbem Lachen, und man merkt, daß ihm nicht sehr ernst zumute ist.

Von dieser Zeit an hat Karl öfters „schreckliche“ Träume. Er macht dafür die Behandlung verantwortlich.

„Sie sind es, der die Sache in mir wieder aufgewühlt hat!“ grollt er. „Hätten Sie mich über den ersten derartigen Traum nicht so ausgequetscht, könnte ich ruhiger schlafen!“

Er schreibt einen rührseligen Brief nach Hause und sucht die Mutter zu bewegen, ihn zurückzuholen. Er habe sich gebessert, er spreche nur noch die Wahrheit. Was ihn jedoch nicht hindert, im Briefe allerlei Erfundenes, für den Erziehungshelfer Nachteiliges mitzuteilen. Dieser soll u. a. gesagt haben, die Mutter sei eine Lügnerin, und Karl habe seine Lügenhaftigkeit von ihr „als Wiegengabe mit auf den Lebensweg bekommen“.

Die Mutter ist klug genug, um auf ihres Sohnes Bitte nicht einzugehen. Sie errät, daß er neuerdings schwindelt; daß er in einem Konflikt steht und ihm durch eine „Flucht nach Hause“ entgehen möchte.

Karl wird aufgefordert, ruhig weiter zu arbeiten. „Du sagst, ich habe dich veranlaßt, angsthaft zu träumen. Vielleicht hast du recht. Aber ich verspreche dir, dich aus dieser Art des Träumens wieder herauszuführen!“ tröstet ihn der Helfer.

Daraufhin träumt ihm „etwas Lustiges“, wie er sagt. Er geht einen schmalen Weg entlang, der durch einen Engpaß führt. Da kommt ihm in rasendem Tempo ein Auto entgegen. Er braucht nur die Hand ein wenig in die Höhe zu halten, dann ist das Auto verschwunden. Er geht weiter. Da ist plötzlich eine Straßenwalze im Wege, und er fragt sich, wie er neben ihr hindurchkommen kann. Es fällt ihm ein, daß er sie wie das Auto beseitigen könnte — und er tut es: die Handbewegung wirkt. Er fürchtet, weiter oben Räuber anzutreffen und sagt sich dann, er würde sie wie das Auto und die Straßenwalze auf die Seite schaffen.

Zu dem lustigen Traume fällt ihm ein, daß er sich stark für Zauberkünste interessiert. Seinem Freunde und seiner Schwester machte er gern Kartenkunststücke vor. Früher hat er sehr gerne Märchen gelesen, besonders die aus 1001 Nacht. Das Märchen von Ali Baba und den 40 Räubern, hat ihm am besten gefallen. Er phantasierte, wenn er auch ein Zauberwort wüßte, um einen Berg zu öffnen und Schätze zu gewinnen. Und wie er es anstellen würde, um die Räuber zu täuschen.

Auf einmal kommt ihm sein Freund lächerlich vor. Er ist ein kleiner Dicker, hat den Stimmbruch noch nicht gehabt und erinnert an ein Mädchen. Zum Beispiel an die Schwester Veronika, die ist auch so dick und ein Muster von Bravheit, und ihre Stimmlage ist ebenso hoch.

Zu Hause wurde Karl der Freund immer als Beispiel vorgehalten. Einesteils wünschte der junge Steffen, wie sein Freund zu sein, andernteils ärgerten ihn die Vorhalte. Ebenso machte es ihn wütend, wenn die Mutter die Wahrhaftigkeit Veronikas pries. Er beklagte sich, die Schwester sei ihm „seit dem ersten Tage ihrer Geburt“ (an den er sich kaum würde erinnern können) vorgezogen worden.

Einmal kam in Bern ein Mordfall vor, was Karl veranlaßte, über die Bestrafung von Mördern zu reden. In seiner Mutter Land werden sie mit dem Tode bestraft, erzählt er.

Daraufhin träumt er: Er ist ein kleiner Bub und sitzt zu Hause auf einem Teppich. Ihm wird unheimlich zumute, er blickt in einen großen Wandspiegel. Darin sieht er einen bärtigen Mann, der lautlos wie ein Geist in die Stube getreten ist und drohend ein Messer schwingt.

Zu dem Spiegelbild fällt ihm sofort die Photographie seines Vaters ein, die jetzt dort hängt, wo früher wirklich ein Spiegel an der Wand befestigt war.

Der Vater auf dem Bilde trägt einen Vollbart. Er ist jetzt auch „ein Geist“, ähnlich dem Traummanne.

„Der Mann im Traume, der Vater, will mich mit dem Tode bestrafen!“ formuliert Karl. „Jetzt fällt mir ein Traumstück ein, das ich vergessen hatte. — Auf der Konsole vor dem Spiegel lag eine Schale mit Gebäck. Davon hatte ich naschen wollen, und dabei habe ich den Spiegel zerschlagen. Aber als der Mann hereintrat, war der Spiegel wieder ganz. Komisch! Im Traum ist halt vielerlei möglich!“

Weiter fällt ihm ein, daß er einmal das väterliche Bildnis hatte von der Wand hängen wollen, um es aus der Nähe zu betrachten. Es war ihm entglitten und zersplittert.

„Wenn dich der Mann im Traume töten will, und deine Tötung eine Strafe bedeutet, will das wohl sagen, du habest ein todeswürdiges Verbrechen begangen. Du hast erzählt, daß in T. ein Mord mit dem Tode bestraft wird. Es scheint mir jetzt, als ob du dir — wenigstens im Traume, den Vorwurf machst, jemand getötet zu haben!“ deutet der Helfer.

Karl lacht. „Ja, Sperlinge!“

„Vielleicht gilt im Traume der Gedanke, die Idee soviel wie die wirkliche Tat!“

Karl wird sofort ernst. „Sie meinen? Wegen der Ideen, mein Messer dem Freunde in den Rücken zu stoßen?“

„Möglicherweise!“

Kurze Zeit darauf mußte der Erziehungshelfer wegreisen, vorher ließ er Karl telephonisch darüber verständigen, daß die Sitzungen für einige Zeit unterbrochen werden müßten.

Am dritten Tage läutet er an. „Wie geht es Herrn Z.?“ fragt er die Frau des Helfers. Er erhält zur Antwort, daß es Herrn Z. ganz ordentlich gehe.

Am vierten Tage kam ein Blumenstock.

Am siebenten Tage läutet Karl nochmals an und ist hoch erfreut, wie er am Apparat die Stimme des Helfers vernimmt.

„Was für eine Krankheit haben Sie eigentlich gehabt?“ begrüßt ihn Karl, als die Sitzungen wieder aufgenommen werden. „Ich habe schon geglaubt, es sei etwas Ernstes. Hatten Sie Grippe?“

„Wie kommst du darauf?“

„Also hatten Sie Grippe! — Wissen Sie, ich bin ein schlechter Mensch! Ich hatte Ihnen nämlich eine kleine Grippe an den Hals gewünscht! Und prompt ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen! Ich darf nie mehr jemand etwas Schlimmes anwünschen!“

„Wie kamst du dazu, mir was anzuwünschen?“

„Sie haben mir das letzte Mal so kalt ‚Adieu‘ gesagt — überhaupt sprachen Sie fast nichts und hatten eine schlechte Laune. Da dachte ich, wenn Sie nur eine kleine Grippe bekämen.“

Karl wird in seinem Irrtum, daß der Helfer krank gelegen sei, vorläufig belassen.

„Sie können sich gar nicht vorstellen, welche Ängste ich um Sie ausgestanden habe. Und wie froh ich war, als mir Ihre Frau mitteilte, Sie befänden sich ordentlich. Vorher hatte ich schier selber Fieber vor Aufregung — um Gotteswillen, ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn Sie gestorben wären! — Ich hätte mir Vorwürfe gemacht, weil ich Ihnen die Krankheit an den Hals gewünscht hatte!“

„Welche Vorwürfe?“

„Ich sei schuld an Ihrem Tode!“

„Wer hat dir eigentlich gesagt, ich sei krank gewesen?“

Er schweigt, staunt, sinnt nach. Und während er mit offenem Munde vor sich hinstarrt, ergreift er wieder einmal eine Stecknadel, die auf dem Tischchen vor ihm in einer Holzschale liegt und bohrt damit in die Chaiselonguedecke hinein.

„Hol's der Teufel!“ knurrt er dann, „niemand hat es mir gesagt! Ich hab mir das nur eingebildet! Sie sind nicht krank gewesen?“

„Nein! — Aber warum erstichst du meine Chaiselongue?“

„Ich könnte Sie erstechen!“ knirscht er mit blitzenden Augen. „Weil ich umsonst solche Angst um Sie habe ausstehen müssen!“ Dann legt er die Nadel mit einer ungeschickten Bewegung weg und verletzt sich am Finger. Er lacht: „Und jetzt habe ich meinen Finger erstochen, sehen Sie!“

Ein paar Tage darauf brachte Karl einige Salami mit, die er von seiner Mutter erhalten hatte, um sie dem Helfer zu schenken. „Damit Sie sehn, die Sache mit dem Erstechen war nicht so böse gemeint, wie es den Anschein machte!“

Von diesem Zeitpunkte an verschwanden die Angstträume, Karl lebte auf, er änderte seinen Ton in den Briefen an die Mutter und konnte dann aus der Behandlung entlassen und nach T. zurückgeholt werden.

*

Ein Kritiker wird jetzt etwa folgenden Einwand vorbringen:

Es ist vom Referenten gesagt worden, daß eine Abnormität wie die Lügenhaftigkeit Karls nur dann beseitigt werden könne, wenn die unbewußten Triebkräfte erkannt worden seien. Das ist im vorliegenden Falle nicht erreicht worden, und darum war die Behandlung nicht fertig. Es ist anzunehmen daß Karl zu Hause wieder in seinen alten Fehler zurückfiel.

Ein anderer Kritiker, der etwas von Individualpsychologie und Psychoanalyse gelesen hat, zweifelt ebenso an der „Heilung“ und hat etliches auszusetzen. Die Minderwertigkeitsgefühle und ihre organische Grundlage seien nicht herausgearbeitet worden. Die Lügenhaftigkeit sei weder auf ihre Bedeutung als männlicher Protest erkannt, noch als Überkompensation gedeutet worden. Dem Buben hätte gezeigt werden müssen, daß seine Lügen einem stürmischen Drang nach Obensein entsprächen, weil er sich unten fühlte, um ihm auf diese Weise eine Korrektur und die Wiedereinfügung in die Gemeinschaft zu erleichtern. — Man habe nichts vom Ödipuskomplex und der Kastrationsangst vernommen, und von den Beziehungen zwischen Über-Ich, Ich und Es — usw.

Dagegen ist erstens zu erwidern: Die Behandlung fand vor ungefähr sieben Jahren statt. Karl ist inzwischen zum jungen Manne herangewachsen. Er steht mitten in seinem Beruf, wird als tüchtiger Mensch und angesehener Bürger geschätzt und ist seiner alternden Mutter eine Stütze. Von Lügenhaftigkeit, Betrugereien und Unzuverlässigkeit ist an ihm nie mehr etwas beobachtet worden. Er fühlt sich gesund, wohl und unternehmungslustig und pflegt eine Reihe von Freundschaften.

Sein Verhalten seit der Erziehungshilfe, die etwas über ein halbes Jahr gedauert hat, ist das eines „Normalen“ und spricht gegen die oben vorgebrachten Einwände.

Zweitens ist am Platze, diese Einwände entgegenzunehmen und auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen. Zu dem Zwecke muß das gesamte „Material“ zusammengefaßt, geordnet und gesichtet werden. Daran sind allerlei Deutungen und psychologische Erörterungen zu knüpfen, wie sie vor Karl nicht gepflogen wurden. Darum nicht, weil sie ganz unnötig waren. Die Behandlung hatte nicht den Zweck, ihm seelenkundliches „Wissen“ zu übermitteln — ihn gleichsam zum Psychologen zu erziehen — sondern ihm zu helfen. Anders gesagt: nicht sein *Intellekt* sollte um ein Stück Wissenschaft bereichert werden (wobei Karl zugleich die Rolle des Objekts und Subjekts der Forschung hätte spielen müssen), — in seinem *Gefühlshaushalt* mußte ein *anderes Gleichgewicht* hergestellt werden, um ihm den Zwang zum Lügen aufzulösen.

Seelenkundlich betrachtet hat sich im Laufe der Behandlung ergeben, daß Karl eigentlich an einem *Gewissenskonflikt* litt, und daß seine *Lügenhaftigkeit ein Ausweg* daraus war.

Karl fühlte sich für den Tod seines Vaters verantwortlich. Er glaubte ihn auf magische Art zum Tode gezwungen zu haben, indem er ihm den Tod anwünschte und seinen Gedanken „Allmacht“ zukam. Nach dem Taliongesetz erwartete er als Strafe für sein Verbrechen den Tod. Um

der Angst vor der Vergeltung zu entgehen, log er sein Gefühlsverhältnis zum Vater um und baute darauf sein ganzes, verlogenes Dasein auf.

Während der Behandlung wurden die Motive zu seiner Lügenhaftigkeit teilweise in Wort- und Erinnerungsvorstellungen dargestellt, andernteils in seinem Verhalten dem Erziehungshelfer reaktiviert und abreagiert, und schließlich konnte seine Gefühlswelt in ein „normales“ Gleichgewicht kommen.

Damit ist in einem halben Dutzend Sätzen die seelische Lage vor, während und am Schluß der Behandlung umrissen, und wir wollen gleich die Beweisführung antreten.

Der *Todeswunsch gegen den Vater* kommt während der Behandlung nirgends direkt zum Ausdruck. Wer jedoch ein wenig mit der Sprache des Unbewußten vertraut ist, hat ihn an etlichen Stellen sehr deutlich erkennen können. Derartige Beseitigungswünsche direkt zu äußern, erlaubt das *Gewissen* nicht. Das Unbewußte umschreibt sie, stellt sie gleichsam in einer Bilderschrift dar, deren Sinn gleichsam wie Hieroglyphen erraten werden muß.

Karl zeigt die Todeswünsche am deutlichsten in seiner auf den Erziehungshelfer übertragenden Vaterbeziehung. Ihn läßt er in seiner Phantasie todkrank werden — ihn „ersticht“ er sinnbildlich mit der Stecknadel, die er in die Chaiselonguedecke treibt.

Einen Todeswunsch auf einen ungeliebten Lehrer gibt Karl ohne weiteres zu. Lehrer sind für die Schüler in der Regel „Vaterstellvertreter“ — d. h. die Schüler sehen im Lehrer gefühlsmäßig eine Fortsetzung ihrer Beziehungen zum Vater. (Oft teilen sie gleichsam im Lehrer den Vater auf: er bedeutet für sie ausschließlich den strengen, ja überstrengen Vater, den sie hassen dürfen, während dies dem leiblichen Vater gegenüber weniger vom Gewissen erlaubt wird — manchmal sehen sie im Lehrer aber auch den gütigen Vater).

Erinnern wir uns ferner des Ringes, den Karl am Finger trägt. Er ist als von einem „unbekannten Manne“ her phantasiert, den ein Haifisch verzehrt hat. Karl weiß, daß der Ring vom Vater her stammt. Wenn er nun phantasiert, der Ring sei in einem Haifischmagen gefunden worden, dann ist in der Phantasie enthalten, daß der Vater von dem Tiere gefressen worden ist. Und da Karl die Phantasie produziert, enthält sie einen Beseitigungswunsch gegenüber dem Vaters.

Auf *magische* Weise wird der Vater durch das Zerschlagen des väterlichen Bildes dargestellt. Es gilt hier das Gesetz „Pars pro toto“. Der Beweis, daß beim magischen Denken dieses Gesetz gilt, könnte nicht nur auf seelenkundlichem, sondern auch auf folkloristischem Gebiet erbracht werden. Es sei daran erinnert, daß man in Geschichten über Indien liest, es gelinge einem Fakir, seinen Feind zu vernichten, wenn er sich dessen Bild verschafft und es beschädigt. Aus Angst, daß damit ein tödlicher Zauber bewirkt werden könnte, wollen sich Wilde in Amerika, Afrika und Australien weder photographieren, noch zeichnen oder malen lassen, wie uns Forscher, Missionare und malende Weltenbummler immer wieder berichten. Und in gewissen Gegenden unseres Landes herrscht noch jetzt der Aberglaube, man könne jemand schädigen oder gar töten, indem man

sich von ihm Haare oder Fingernägelschnitte verschafft und diese in der Erde vergräbt oder über die linke Schulter hinweg“ in einen Bach wirft. — Da gilt überall das Gesetz des „Teiles für das ganze“, und der Beweis ist nicht schwer zu erbringen, daß in unseren Gegenden selbst noch Erwachsene leben, die an derlei Zauber glauben. Viel mehr noch ist die magische Denkweise Kindern eigen.

Karls magisches Denken kommt noch an anderen Stellen als bei seiner Phantasie mit dem Ringe zum Vorschein. Er zaubert seinem Freunde und seiner Schwester vor. Er träumt sich in die Rolle des Ali Baba. Und im Traume braucht er nur eine magische Handbewegung, um Auto, Dampfwalze und Räuber aus dem Wege zu räumen.

Ein Kind sagt beim Anblick einer anfahrenden Dampflokomotive: „Sie schnaubt, sie speit, sie hebt und senkt die Arme!“ Die Dampfmaschine, die Maschine überhaupt wird personifiziert. Wenn man jedoch genau hinhört, dann merkt man, daß die Personifikation eine ganz andere Bedeutung hat, als die erwachsener Menschen. Die Maschinen werden nämlich nicht nur sinnbildlich, sondern wirklich als lebende Wesen betrachtet. Das kindhafte magische Denken ist *animistisch* wie das Denken der erwachsenen Primitiven. Im magischen Traume Karls bedeuten Auto und Dampfwalze dasselbe wie Räuber, und sehr wahrscheinlich bedeutet das Wegräumen der Hindernisse die Beseitigung eines „bösen“ Vaters (Räuber).

Einmal verfertigt Karl eine Zeichnung, worauf der Vater abgebildet ist, wie er sich erschießt. Der Bub „rationalisiert“ sein Werk damit, daß er die Mutter auf Probe stellen wollte. Vermutlich steckt aber noch mehr hinter der Zeichnung, sie könnte als Darstellung eines Beseitigungswunsches angesprochen werden. Ich bin mir vollauf bewußt, wie sehr eine solche „Hineindeutung“ von Menschen abgelehnt wird, die nie Gelegenheit hatten, an sich selber oder an anderen tiefenpsychologische Einblicke zu gewinnen. Daß die Sache mit der Zeichnung keinen überzeugenden Beweis für Karls Beseitigungswünsche einbringt, weiß ich sehr wohl — ich führte sie nur der Vollständigkeit wegen auch an und meine, es bestehen andere Indizien genug.

Karl fühlt sich in seinen Träumen vom Vater am Leben bedroht. Das eine Mal ist er ein Unbekannter, und nur das Milieu verrät, wer der Drohende ist (Keller, Fleischmesser darin). Das andere Mal ist es der Vater (im Traum vom Spiegel). Karl sagt uns, daß die Todesstrafe für Mord stehe. Es scheint unschwer, zu erraten, warum der Vater als „Geist“ zurückkehrt, um am Sohne einen Mord zu rächen. Karl wird zwar bei der Besprechung des Traumes nicht bewußt, daß der (phantasierte) Mord am Vater gemeint ist. Er denkt an seine Zwangsideen gegenüber dem Freunde, dem er ein Messer in den Rücken stoßen möchte. — Aber der Freund lebt ja, während der Vater wirklich tot ist.

Wenn man fragt, weshalb Karl denn an jener Stelle nicht gerade der Vater einfallt, so kann entgegnet werden: „Aus Verdrängungsgründen!“ Bei Karl ist ja überhaupt alles, was zu seinem Gefühlsverhältnis zum Vater Bezug hat, ins Unbewußte verdrängt. Wäre es leicht bewußt, wiederbewußt zu machen, hätte die Beseitigung der Lügenhaftigkeit nicht den hundertsten Teil der aufgewendeten Mühe und Zeit gekostet.

Eine merkwürdige und mehrfach determinierte Rolle spielt für Karls Gemütsleben der Freund. Bald ist er gleichsam sein „besseres Ich“, wenn Karl werden möchte, wie der Freund. Er braucht ihn auch anderweitig als Stellvertreter: wenn er ihn dazu benutzt, um Karls Pflichten als Schweizerbürger zu erfüllen. Der Freund, mit dem er einen Teil seines Selbst identifiziert, soll ins Vater-Land gehn und ihm angehören, während Karl im Mutter-Land bleiben will. Dem Freund wird gnädig das Schwesterchen Veronika abgetreten. Über die geistige Brücke verschiedener äußerer Ähnlichkeiten wird der Freund auch mit der Schwester identifiziert, und es wäre möglich, daß die Todeswünsche dem Freunde gegenüber eigentlich der Schwester gelten und Neid zum Grunde haben. Die Schwester wird „seit dem ersten Tage ihrer Geburt“ bevorzugt. Die Einstellung zum Freunde ist „ambivalent“: Karl liebt ihn und haßt ihn zugleich, weil man ihn dem jungen Steffen als Beispiel vorhält, und weil er ihm „lächerlich“ vorkommt. Schuldgefühle wegen der Beseitigungswünsche, den Freund und die Schwester betreffend, plagen Karl nicht, oder nicht sehr. Denn die beiden leben noch, und Karl sieht, daß seinen Gedanken keine Allmacht gegeben ist.

Schuldgefühle bedrängen ihn allein dort, wo seine unbewußten Todeswünsche anscheinlich in Erfüllung gegangen sind: dem Vater gegenüber.

Die Triebkraft, mit der er nach dem wahren Tode seines Vaters forscht, bezieht der Bub nicht allein aus seiner Neugier und seinem Wahrheitseifer. Der eigentliche Motor sind die unbewußten Schuldgefühle. Karl will sich durch die Forschung den Beweis erbringen, daß nicht er an Vaters Tod schuld ist, und daß er keine *Vergeltungsangst* zu haben braucht.

Schuldgefühle werden in Karl auch beim Grabbesuch deutlich, sie äußern sich in seinem heftigen Weinen.

Wir kennen in der Seelenkunde das Gesetz vom „nachträglichen Gehorsam“, der etwas wieder gutmachen, ungeschehen machen will, um nicht der Vergeltung anheimzufallen.

Karl wünscht angeblich sehr, einen lebenden Vater zu besitzen. Er zweifelt daran, daß sein Wunsch geglaubt wird. Warum hat er nötig, den Wunsch so überstark zu betonen? Doch sicher darum, weil er seiner selber nicht ganz sicher ist: darum will er die Bestätigung des Erziehungshelfers, daß dieser an seinen heftigen Wunsch auch glaube.

Er hilft, den schlimmen Hai, der den Vater verzehrt hat, so daß nur noch ein paar Hosknöpfe und der Fingerring übrig blieben, erschießen. Das bedeutet auch eine Art Wiedergutmachung. Der mörderische Fisch wird mit dem Tode bestraft.

Karls Schuldgefühle spiegeln sich auch in dem phantasierten Gewissenskonflikt. Er weiß nicht, ob er sich für Vaters Land oder für dasjenige der Mutter entscheiden soll, d. h. ob er dem Vater, oder der Mutter treu sein muß.

Er schützt den Staatschef, eine Landesvater-Figur (und darum einen Vater-Stellvertreter) mit seinem Leben, sühnt auf diese Weise das (phantasierte) Verbrechen am Vater. Zugleich aber beseitigt er den Vater-Staatschef wieder, indem er ihn vor Karls eigenem Tode ableben läßt, um seine Stelle einzunehmen. An dieser Stelle seiner Phantasien kehrt der ursprüngliche, verdrängte Wunsch wieder.

Um den Schuldgefühlen zu entgehen, lügt Karl in der bewußten Schicht seiner Seele die ablehnenden Gefühle gegen den Vater in heftige Zuneigung um, er wirft sich zu seinem Beschützer auf, zum Helden, der bereit ist, für den Vater zu sterben (Phantasie mit dem Staatschef). Da Karl jedoch — und zwar in den weniger bewußten Schichten, und mehr gefühlsmäßig als klar erkannt — sich auf dem Wege seines magischen Denkens für den realen Tod des Vaters verantwortlich macht, können die Schuldgefühle real nicht besänftigt werden. Karl tut es auf dem Umwege seiner Lügenhaftigkeit. Sie ist eine durch einen *Gewissenskonflikt* entstandene, abnorme *Reaktionsbildung*. Er lügt sich zum Helden um, der die höchsten und gefährlichsten Berge ersteigt, der den Mörder des Vaters (Staatschef) umbringt, und der bereit ist, für den Vater das Leben einzusetzen. Nicht er, Karl, bedroht im Traume den Vater, sondern umgekehrt: er wird vom Vater bedroht. — Aber die Gewissensinstanzen lassen sich nicht einschläfern. Sie wirken *dauernd*. Karl sagt sich gleichsam *beständig* vor: „Ich habe schlimme Wünsche gegen den Vater gehabt, und da meinen Gedanken magische Wirkung und Allmacht zukommen, mußte er sterben — ich bin an seinem Tode schuld und bin darum (Talionengesetz) des Todes schuldig!“ Das Gefühl, das hier in Wortvorstellungen „übersetzt“ ist, kann nur mit *andauernden* leugnenden Phantasien überschrien und niedergeschlagen werden. Daraus resultiert *Verlogenheit als Charaktereigenschaft*.

Das Talionengesetz („Auge um Auge, Zahn um Zahn!) gilt ganz allgemein für die Wirkungen des Unbewußten. Es zeigt sich auch dort, wo Karl sinnbildlich den Erziehungshelfer mit der Stecknadel ersticht (Szene mit der Chaiselongue). Karl verletzt, sich selbst bestrafend und Gleiches mit Gleichem vergeltend, seinen Finger und ruft aus: „Und jetzt habe ich meinen Finger erstochen!“ — „Pars pro toto!“ könnten wir dazu sagen.

In einer anderen seelischen Schicht verteidigt sich Karl noch auf eine besondere Weise gegen seine Todeserwartungen. Der Ring des Vaters, den er als *Amulett* an der Hand trägt, schützt den Buben vor jeglicher Gefahr. Was verleiht dem Gegenstand derlei allmächtige Wirkung? Er ist als ehemaliges Besitztum des Vaters nach dem Gesetz Pars pro toto der jenseitig gewordene Vater selber, mit dem eine unbewußte „Schutzengel Phantasie“ verbunden wird. Als Jenseitiger, als „Geist“, als „Engel“ eignet ihm Allmacht. Er ist für das Seelenleben Karls also zugleich schützende Vorsehung und sühnefordernder Dämon.

Warum, fragen wir uns, hatte der kleine Karl Beseitigungswünsche gegen den Vater?

Seine Entscheidung für das Mutter Land, könnten wir sagen, gibt auf die Frage Antwort. Der Staatschef stirbt, und Karl wird an seiner Stelle Alleinherrscher. — Anders ausgedrückt: er will die Mutter ganz für sich allein haben.

Man braucht sich diesen Besitzwunsch nicht „sexuell“ vorzustellen. Gewisse Indizien lassen mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß sogenannte „orale“ Wünsche vorhanden waren. Nämlich Wünsche auf die Lebensmittel im Weinkeller, die Backwaren auf der Spiegelkonsole — und wohl noch viele andere mehr, die bei den Besprechungen mit dem Buben nicht angedeutet oder geäußert worden

sind. Kleine Kinder fassen verallgemeinernd die Mutter als „Ernährerin“ der Familie auf, auch wenn sie der Mutterbrust längst entwöhnt worden sind, und sie teilen den (angeblich) der Mutter gehörenden Besitz an Essen nur ungerne mit anderen Familiengliedern. Oft ist ihr Wunsch nach Essen und dem „oralen Besitz der Mutter“ so mächtig, etwa als Reaktionsbildung gegen ein zu früh von ihnen verlangtes Verzichtemüssen (z. B. zu frühe Entwöhnung), daß sie alleiniger Nutznießer des mütterlichen Besitzes sein möchten.

Es ist wahrscheinlich, daß der unbekannte „Jemand“, der dem kleinen Karl einst das Naschen im Keller verbot, der Vater war. — Im Zusammenhang mit den Eßwünschen ist ferner interessant, wie der Bub sich mit dem „Vatersurrogat“ in der Person des Erziehungshelfers aussöhnt, nachdem er ihn sinnbildlich mit den Nadelstichen erstochen hat: er „opfert“ ihm einen Salami. Damit, und mit der Selbstverwundung, nachdem die Todeswünsche gegen den Helfer offen geäußert und abreagiert waren, ist in der Übertragung die *Versöhnung mit dem Vater* angedeutet und vollzogen.

Am Helfer ist der abwegig machende Konflikt, der eigentlich den Beziehungen zum leiblichen Vater gilt, reaktiviert, wiedererlebt, neu durchgeführt und bis zur Versöhnung und dem Verzicht (Salami-Opfer) durchgearbeitet worden — und damit *real erledigt*.

Der Weg für eine „normale“ Weiterentwicklung ist offen.

Es war nicht nötig, Karl die psychische Dynamik seines Falles mit wissenschaftlichen Fachausdrücken zu erklären, oder ihm alles auf der Stufe seiner Beziehungen zum Vater auszudeuten. Seine Erkenntnisse brauchten nicht intellektueller Art zu sein. Die „Klarheit“ liegt auf einer anderen seelischen Ebene, auf der der *Affektivität*.

Ich habe schon des öfteren Kinder gesehen, die wirklich „alles“ wohl „wußten“, die deuten konnten, was in ihnen vorging, weil es ihnen gezeigt wurde, und die trotzdem nicht von ihren Charakterfehlern und ähnlichen Erscheinungen (Symptomen) wie die Lügenhaftigkeit Karls „geheilt“ worden waren. Das rein intellektuelle „Wissen“ nützt ihnen nichts.

Ein „normales“ Kind bewältigt seine Konflikte, denen es genau wie ein fehlentwickeltes unterliegt, ohne zu „wissen“. Die *Aufgabe des Erziehungshelfers* kann nicht darin bestehen, einem Kinde „Wissen“ zu vermitteln. *Er muß darnach trachten, daß ein Kind seine Konflikte mit ihm zusammen noch einmal, und diesmal auf Art der „normalen“ Kinder, durcharbeitet und bewältigt.*

Dahingegen kann man nach getaner Arbeit in seiner Eigenschaft als Kenner der modernen Psychologie den „Fall“ in wissenschaftliche Termini fassen, um ihn darzustellen, zu klassifizieren, einzuteilen und um mit ihm gewisse Theorien zu belegen, die insbesondere von didaktischem Werte sind.

Wichtiger jedoch erscheint mir das Können als das Theoretisieren. Gewiß ist dazu ein vorhergegangenes sehr genaues Studium der einschlägigen Wissenschaften, die Kenntnis des Verhaltens, der Techniken, unentbehrlich. Sie machen unbeirrlich in der Kompliziertheit der praktischen Arbeit. Es gehört wahrscheinlich auch eine gewisse Disposition hinzu, die man sich leider nicht durch Studium erwerben kann, außerdem viel Einfühlung, Intuition, Angstlosigkeit, Ruhe, Geduld und — Glück!